

Buchpräsentation

HEINRICH FRIES, Mut zur Ökumene. Erfahrungen – Hoffnungen – Visionen. Herausgegeben von Johannes Brosseder, Peter Neuner, Otto Hermann Pesch, Jürgen Werbick, Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag der Schwabenverlag AG 2011. 445 S., Gebunden, € 32,90. ISBN: 978-3-7867-2906-8.

Vorgestellt von *Christoph Böttigheimer*

Der vorliegende Band umfasst insgesamt siebzehn Beiträge aus den über 600 Veröffentlichungen des Fundamentaltheologen Heinrich Fries, eines der Altmeister der ökumenischen Forschung. Sie wurden von seinen Schülern, Johannes Brosseder, Peter Neuner, Otto Hermann Pesch und Jürgen Werbick aus Anlass seines 100. Geburtstags (31. Dezember 2011) wiederabgedruckt. Die Aufsätze sind sieben Kapiteln zugeordnet, die einen weiten Bogen von den Anfängen, genauer dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der ökumenischen Öffnung der katholischen Kirche, über Fragen der Ökumene, wie etwa der Abendmahlsgemeinschaft, des Papsttums und der ökumenischen Zielvorstellungen, bis hin zu persönlichen Erfahrungen mit der Kirche und dem eigenen Glauben spannen. Die Herausgeber ehren auf diese Weise dankbar einen „der profiliertesten Vertreter katholischer Theologie im zwanzigsten Jahrhundert“ (9) und hegen die Hoffnung, dass seine ökumenischen Thesen „doch noch ihre Frucht bringen“ und durch diesen Band „manchem ein Licht aufgehen möge“ (7f.).

Hatte schon die *Fundamentaltheologie* von Heinrich Fries breite Rezeption gefunden und mit ihrer anthropologischen Ausrichtung wesentlich zur intrinsezistischen Profilierung des Fachs beigetragen, so waren es indes vor allem seine ökumenischen Reflexionen, Thesen und Schriften, die bis heute in der theologischen Öffentlichkeit nachwirken und teils noch immer der Aufarbeitung harren. Nachhaltig geprägt wurde sein ökumenisches Denken neben der Beschäftigung mit John Henry Newman durch das Zweite Vatikanische Konzil (18–58). „Die Einheit im Glauben ist durch den Willen und die Tat der auf dem Konzil versammelten Kirche gefördert worden“ (30). So war es Fries

ein Anliegen, auf den Spuren des Konzils voranzuschreiten und die ökumenischen Impulse unterschiedlicher Konzilstexte fruchtbar zu machen, wohl wissend, „*dass es praktisch noch viel zu tun und theologisch noch viel zu bedenken gibt*“ (55). Eine Einsicht, die zeitlebens Ansporn seines ökumenischen Schaffens war, das auch das Judentum bzw. das christlich-jüdische Gespräch (59–79) mit einbezog und sich vom christlich-jüdischen Gespräch eine Intensivierung der innerchristlichen Begegnung versprach. „Wenn Begegnung auf ein Gemeinsames angewiesen und bezogen ist, dann ist gerade ‚Israel‘ ein gemeinsames Thema, denn es betrifft die *gemeinsame Herkunft der Christenheit, es betrifft aber auch ihre Geschichte, ihre Gegenwart und Zukunft*“ (62). Ohne das Judentum könne sich das Christentum nicht recht verstehen, sei doch Jesus Jude und sein Glaube jüdisch gewesen sowie das Alte Testament Bestandteil der christlichen Bibel. Darum dürften die Christen „nie mehr vergessen, dass Antisemitismus eine Form des Antichristentums ist“ (71). Ökumenische Bedeutung komme ferner der Reformation zu (80–103), insofern „der Satz *ecclesia semper reformanda* zu einer Grundüberzeugung und Grundeinsicht aller Bekenntnisse geworden ist“ (84f.), und insbesondere die katholische Kirche den Schritt zur „Mitreformation“ vollzogen (86), das heißt den reformatorischen Willen zur Erneuerung der Kirche rezipiert habe. Mehr noch sei Luthers Reformbestreben, der Mitte des Evangeliums stärker Ausdruck zu verleihen, ökumenisch anschlussfähig, zumal „[d]ie Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein und aus Gnaden, wie sie die Reformation verstand, [...] nach heutigem theologischem Verständnis nicht mehr kirchentrennend“ (91) sei, wie Fries schon 1967 konstatierte. Gleichzeitig räumte er aber ein, dass in Fragen der Kirche, des Amtes und Papsttums zwar noch theologische Differenzen bestünden, die allerdings gemessen an der Frage nach Gott, die gegenwärtig beide Konfessionen gleichermaßen herausfordere, nicht zu wichtig genommen werden dürften, also an ihren rechten Ort gestellt werden müssten. „Die Sache mit Gott verpflichtet die Kirchen auf die Mitte ihrer selbst und bewegt sie dadurch zu einer Kooperation des Glaubens und Denkens, der Verantwortung, der Aufgaben und des Tuns in der Welt und an den Menschen von heute, die weder Rivalitäten noch Sandkastenspiele erlauben“ (103).

Im zweiten Kapitel sind Beiträge zusammengestellt, die sich mit kontroverstheologischen Themen befassen, wie etwa der Frage der „Abendmahlsgemeinschaft mit reformatorischen Kirchen“ (106–130), der „Anerkennung kirchlicher Ämter“ (131–174), „*Humanae vitae*“ (175–190) sowie der Primatsfrage (191–242). Immer wieder beteuert Fries im Kontext ökumenischer Kontroversen den notwendigen Glaubensmut, der Ökumene den Weg zu bereiten, anstatt „immer gleich ein Halteschild [zu] errichten oder die Bremse [zu] ziehen und den Stoßseufzer hinzu[zufügen]: Das darf doch nicht wahr sein“ (109). Mutig und sensibel dringt Fries in die Tiefen und Vielschichtigkeit der Frage der *communicato in sacris* vor und beantwortet sie differenziert, im Verweis auf ökumenische Ungleichzeitigkeit, ähnlich wie dies auch Walter Kasper und Karl Lehmann zu selben Zeit (Beginn der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts) getan hatten. Ausführlich geht er auf das *Memorandum* der Arbeitsgemeinschaft ökumenischer Universitätsinstitute *Reform und Anerkennung kirchlicher Ämter* (1973) der deutschen ökumenischen Universitätsinstitute ein, an dem er selbst maßgeblich mitgewirkt hatte und das in der

These gipfelte, „dass einer gegenseitigen Anerkennung der Ämter theologisch nichts Entscheidendes mehr im Wege stehe und dass damit ein hauptsächliches Hindernis für die Abendmahlsgemeinschaft überwunden sei“ (134). Vor dem Hintergrund der kontroversen Rezeption und der zurückweisenden Reaktion der Glaubenskommission werden die theologischen Argumente einer nochmaligen Überprüfung unterzogen. Aus heutiger ökumenischer Sicht haben sich die Grundaussagen des Ämter-Memorandums bestätigt und wäre eigentlich eine *Gemeinsame Erklärung zur Ämterlehre* überfällig. Damit würde bekundet, was Fries bereits 1976 so formulierte: „Die Wege haben sich in einer so nicht erwarteten Weise angenähert“ (173). Auch im Zusammenhang mit der Enzyklika „*Humanae vitae*“, die teils für ökumenische Irritationen sorgte und von Fries eingehend analysiert wird, ruft er zu Mut auf, nämlich die vom Zweiten Vatikanischen Konzil proklamierte „Mündigkeit und verantwortete Freiheit“ wahrzunehmen und nicht innerlich zu emigrieren oder „der Kirche den Abschied zu geben“ und auf diese Weise zu ermöglichen, dass sie wieder in ihr altes, autoritäres Selbstverständnis zurückfalle (188). Zur katholischen Identität zählt das Papsttum. Dieses könne zwar im Sinne der Hierarchie der Wahrheiten kein Hindernis für Abendmahlsgemeinschaft darstellen, gleichwohl sei es „ein ökumenisches Thema erster Ordnung geworden“ (191). Die Primatsfrage wird biblisch und kirchengeschichtlich entfaltet und die ökumenische Kontroverse anhand vorliegender ökumenischer Dokumente zu entflechten versucht. Unmissverständlich arbeitet Fries dabei heraus, dass weder biblisch-exegetische noch historisch-kritische Argumente zu einem Konsens führen können und es darum umso mehr darauf ankäme, dass sich der Papst in den Dienst der Einheit stelle und zur „universal ausgerichtete[n] *Integrationsinstanz*“ werde (216), um so ökumenische Akzeptanz zu gewinnen. Umgekehrt dürfe das Erste Vatikanische Konzil katholischerseits nicht zum alleinigen Maßstab erklärt werden, gemäß dem Motto: „Werde du wie ich – dann sind wir eins“ (235).

Unter der Überschrift „Zu den Zielen der Ökumene“ sind drei Beiträge zusammengestellt, die Fries einerseits zur Frage nach der „Katholischen Anerkennung des ‚Augsburger Bekenntnisses‘“ (244–258) und andererseits im Zusammenhang mit dem Buch *Einigung der Kirchen – reale Möglichkeit* (1987) (259–304) verfasst hat. Aus Anlass des 450. Gedenktages der *Confessio Augustana* im Jahre 1980 wurde im Vorfeld intensiv über die Möglichkeit nachgedacht, sie als Ausdruck katholischen Glaubens anzuerkennen, um so der Ökumene eine neue Basis zu verleihen. Nach Abwägung aller Argumente kommt Fries zu der Erkenntnis, die Anerkennung der CA als ökumenisches Bekenntnis – wozu es leider bislang noch immer nicht gekommen ist – wäre „ein bedeutendes Zeichen“ (258), gerade weil es nicht dazu verleite, alles zu belassen wie es ist, sondern das ökumenische Einheitsmodell Einheit in der Vielfalt und Vielfalt in der Einheit konkretisieren würde. Nachdem der ökumenische Aufbruch der 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts zu erlahmen schien und man „mehr darauf bedacht [war], auf die Homogenität des konfessionellen Binnenraumes zu achten, als weitere ökumenische Annäherungen zu versuchen“ (260), unternahm Fries zusammen mit Karl Rahner 1987 den Versuch, die ökumenischen Errungenschaften in das kirchliche Bewusstsein zu rufen und die Kirchenleitung zur Rezeption anzuhalten. Tatsächlich hat der sog. Fries-Rahner-Plan weit über den katholischen Raum hinaus große Beachtung gefunden. Formuliert wurden

acht Ökumenethesen, in denen theologisch verantwortlich auf der gemeinsamen Basis der Hl. Schrift und der altkirchlichen Glaubensbekenntnisse die Zielvorstellung Einheit in versöhnter Verschiedenheit und die Methode des differenzierten Konsenses so ausgearbeitet wurden, dass die Einheit der Kirchen als real möglich erschien – sofern man sie denn wirklich wolle. Die ökumenischen Anstöße wurden teils recht kontrovers diskutiert und trotzdem oder gerade deshalb können sie noch heute als wegweisend angesehen werden.

Unter dem Kapitel „Ökumene konkret“ finden sich drei kleinere Abhandlungen, in denen Fries dem konziliaren Wort „geistlicher Ökumenismus“ nachgeht (306–317), sich mit „Newmans Bedeutung für die ökumenischen Probleme der Gegenwart“ befasst (318–338) und die „Ökumene zwischen Resignation und Hoffnung“ entfaltet (339–345). In all diesen Beiträgen ermutigt er zum ökumenischen Engagement. Obgleich die „Einheit der Kirche [...] durch die Kraft eben dieses [Gottes] Geistes bewirkt“ werde (317), so sei es doch Sache der Christen, sich ihm zu öffnen, durch innere Umkehr, durch Selbstverleugnung und ein evangeliumsgemäßes Leben, um so die evangeliumsgemäße Verpflichtung zur Einheit lebendig zu halten. „Der geistliche Ökumenismus ist nicht traurig, wenn seine Gebete einmal und konkret erhört werden, wenn also irgendwo Mauern fallen und Bastionen geschleift werden, die für die Ewigkeit gebaut schienen und die Konfessionsgrenzen markiert haben“ (313). Für diese ökumenischen Anstrengungen sind nach wie vor jene Einsichten relevant, für die Newman mit seiner Theologie eingetreten war: Aufweis der Grenzen des Ersten Vatikanischen Konzils, Eintreten für das Gewissen als der höchsten Autorität, für die Freiheit und Eigenständigkeit der Theologie und nicht zuletzt für den Glaubenssinn des Gottesvolkes. Ökumene, so betont Fries, sei die Angelegenheit aller Christen und nicht nur ein „Hobby einzelner“ (339); sie verlange Mut und lebe aus der Hoffnung: „Ökumene und Resignation sind ein innerer Widerspruch, sie schließen sich gegenseitig aus. Resignation bedeutet das Ende der Ökumene“ (345).

Wie sehr Fries trotz aller Rückschläge, Anfeindungen und kirchlichen Enttäuschungen dennoch die Hoffnung wider alle Hoffnung aufrechterhalten und an der katholischen Kirche festgehalten hat, bezeugen jene vier Aufsätze, die unter den Stichworten „Kirchenerfahrungen“ und „Was ich glaube“ wieder abgedruckt wurden. Ihnen ist zu entnehmen, wie sehr das Zweite Vatikanische Konzil für Heinrich Fries zeitlebens prägend war und wie sehr er unter dem Umstand litt, dass „[f]ür manche Katholiken heute [...] das Konzil zum Datum einer fast vergessenen und überholten Vergangenheit geworden“ sei (348). Doch anstatt zu resignieren, setzte er sich nach Kräften dafür ein, die theologischen Errungenschaften des Konzils lebendig zu halten und im Geist des Konzils, dem es um den konkreten Menschen ging, mutig nach vorne zu denken. Gleichwohl musste er schmerzhaft konstatieren: „Heute gewinnt man in den Bestimmungen und Maßnahmen der kirchlichen Autoritäten den Eindruck, dass die *Prinzipien wichtiger* sind als der konkrete Mensch in seiner konkreten Situation“ (351). Trotz dieser ernüchternden Situationsanalyse, die bis heute nichts an Gültigkeit eingebüßt hat – im Gegenteil –, ruft Fries zum Bleiben auf. Anstatt sich irremachen und entmutigen zu lassen, sollen Glaubensfreude und -hoffnung zum Zuge kommen. In diesem Sinne schließt das Buch, dem eine Bibliographie von Heinrich Fries sowie ein Bibelstellen-, Personen- und Sach-

verzeichnis angehängt ist, mit dem treffend ausgewählten Aufsatz: „Was ich glaube, was ich erhoffe, um was ich bitte“ (388–398). Hier hält Fries Rückblick auf sein Leben und formuliert Hoffnungen und Wünsche für die Kirche, „in deren Dienst ich ein Leben lang gestanden bin“ (396). „Hoffnung ist ein Indiz dafür, dass Wünsche nicht zu Träumen oder Utopien werden. Hoffnung ist das aus dem Glauben kommende Korrektiv der Wünsche. Dazu passt gut das Attribut der Bitte“ (ebd.).

Der vorliegende Band leitet durch die sorgfältig ausgewählten Beiträge vorzüglich in die ökumenische Theologie von Heinrich Fries ein, die aufgrund ihrer klaren Sprache, ihrer ausgewogenen und doch deutlich Position beziehenden Argumentation sowie ihrer inspirierenden und geistreichen Impulse bis in unsere Gegenwart hinein nichts an Aktualität und Relevanz eingebüßt hat. Im Gegenteil: Manche Texte erwecken geradezu den Eindruck, für die heutige Situation verfasst worden zu sein. Die aus dem letzten Jahrhundert stammenden Beiträge sind durchaus geeignet, der Kirche den Weg ins 21. Jahrhundert zu weisen, das hoffentlich zum Jahrhundert der Ökumene werden wird. So gilt es den Herausgebern für ihre Initiative zu danken und dem Buch möglichst viele Leser zu wünschen.